



Matthias Claudius

DER WANDSBECKER BOTE

∞

VON
REINER STRUNK

calwer

*Poesie und Spiritualität:
»Abendlied«*

*Der Mond ist aufgegangen
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steigt
Der weiße Nebel wunderbar.*

*Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmerung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt.*

*Seht ihr den Mond dort stehen? –
Er ist nur halb zu sehen,
Und ist doch rund und schön!
So sind wohl manche Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht sehn.*

*Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder,
Und wissen gar nicht viel;
Wir spinnen Luftgespinste,
Und suchen viele Künste,
Und kommen weiter von dem Ziel.*

*Gott, laß uns dein Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Laß uns einfältig werden,*

*Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!*

*Wollst endlich sonder Grämen
Aus dieser Welt uns nehmen
Durch einen sanften Tod!
Und, wenn du uns genommen,
Laß uns in Himmel kommen,
Du unser Herr und unser Gott!*

*So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder;
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon uns, Gott! mit Strafen,
Und laß uns ruhig schlafen!
Und unsern kranken Nachbar auch! (217f)*

Das Lied, 1778 in Wandsbeck entstanden, bleibt so untrennbar mit dem Namen Matthias Claudius verbunden wie kein anderes Stück seines Gesamtwerks. Aus den christlichen Gesangbüchern ist es nicht wegzudenken, und die vertrauten Worte bilden eine eigentümlich zeitenthobene Poesie, die heute anzusprechen vermag wie vor mehr als zweihundert Jahren schon.

Das Geheimnis des Liedes liegt in seiner Einfachheit. Volksliedhafte Verse pflegen die einfache Form und den einfachen Sinn. Und doch leistet das ›Abendlied‹ mehr. Es beschreibt einen Spannungs- und Stimmungsbogen, der vom Einfachen ausgeht und – nach Stufen der Betrachtung und der Einsicht – zu einer neuen Gestalt von Einfachheit findet. Der Anfang versetzt in die Situation einer abendlichen Szene; der Schluss versetzt in die Gewissheit von Bewahrung angesichts eines unvermeidlichen Lebensendes (*sanften Tod, ruhig schlafen*). Die Einfachheit einer Naturwahrnehmung wird zum Ausgangspunkt für eine Bewegung, die vom Natürlichen ins Spirituelle schwingt und die Einfachheit des Gottvertrauens zum Ziel hat (*ein-fältig werden; wie Kinder fromm und fröhlich sein*).

Dabei befindet Claudius sich, leicht erkennbar, im Gespräch mit Paul Gerhardt. Dessen Abendlied ›Nun ruhen alle Wälder‹, mehr als einhundert Jahre älter als die Verse von Claudius, hat der Dichter geradezu als Vorlage genommen. Reimform und Rhythmus sind exakt dieselben, das ist ein äußerer Hinweis auf die bewusste Korrespondenz. Sprachliche Parallelen unterstreichen das. Wenn es bei Gerhardt in der dritten Strophe heißt: »Der Tag ist nun vergangen, / Die goldnen Sternlein prangen«, so singt Claudius beinahe gleichlautend: *Der Mond ist aufgegangen, / Die goldnen Sternlein prangen*. Das ist Zitat, nicht Plagiat. Es handelt sich um eine gezielte Anspielung auf die Poesie des großen protestantischen Liederdichters, die besagt: Was folgt, soll nicht allein stimmungsvolle Naturlyrik, sondern geistliche Dichtung sein. Eine Abendstimmung zu wecken und lyrisch einzufangen, ist eines. Eine *meditatio vitae et mortis*, eine Betrachtung über das endliche und beschränkte Menschenleben anzustellen, ein anderes. Claudius gelingt in seinem Abendlied die Verschränkung von beidem.

Dass er mit dem *Mond* anhebt, ist kein Zufall. Die Mond-Symbolik durchzieht sein gesamtes Werk, und es wäre viel zu kurzschlüssig, darin bloß einen Vorgeschmack auf romantische Verträumtheiten zu erkennen. Gewiss lädt eine sommerliche Mondnacht zum Träumen ein. Das war auch Claudius wohl bewusst. Aber der Mond besitzt für ihn nicht nur die Kraft, mehr oder weniger melancholische Stimmungen auszulösen. Er wird vielmehr zum Symbol für einen besonderen Wirklichkeitszugang. Er öffnet gleichsam das Tor zur Geheimnisseite der Welt. Im Licht der Sonne erscheint alles überschaubar und bestimmt. Es bringt auch nächtlich Verborgenes oder mutwillig Beschattetes an den Tag. Darum konnte die Sonne im zeitlichen und kulturellen Umfeld des Dichters zum Inbegriff der Aufklärung werden. Aufklärung – das sollte der Aufgang des Lichts sein über den dunklen Stätten des religiösen Aberglaubens und der geistigen Vernebelungen. Dieses Licht sollte allen Dunst vertreiben, der die Vernunft des Menschen umlagert hatte. Sie sollte den angeblichen Geheimnissen des Lebens zu Leibe rücken und von ihnen nichts übrig lassen vor lauter Erklärbarkeit. Wo Aufklärung das

Feld beherrscht, wird Erklärung zur Methode, allem Wirklichen zu begegnen. Die aufgeklärte Welt ist eine prinzipiell erklärbare Welt.

Dieses Bewusstsein hatte sich mächtig durchzusetzen begonnen in Claudius' Gegenwart, und er sah es mit erheblichen Bedenken an. Mehr und mehr meldete sich sein Widerstand, verhalten im Rahmen seiner Poesie, immer vehementer in seinen populärwissenschaftlichen Traktaten. Die Sonne, die für einen Paul Gerhardt noch eindeutiges und sprechendes Christus-Symbol sein konnte, vermochte es so für Claudius nicht mehr zu sein, nachdem die Aufklärung das Symbol für sich in Anspruch genommen hatte. Außerdem hatten sich die Frontlinien verschoben. Gerhardt sang an gegen die »Nacht, des Tages Feind«. Claudius wandte sich gegen ein falsches Licht, das die Tendenz hat zu blenden, statt zu erleuchten.

Und in diesem Zusammenhang gerät der Mond ins Spiel und gewinnt eine eigene Bedeutung. Denn der Mond lässt dem Geheimnisvollen Raum, das sich jeder menschlichen Erklärung entzieht. Davon weiß die Poesie – und im Grunde lebt sie davon. Und davon weiß ebenso die Religion. Bei Mörike kann man das wiederfinden, wenn für ihn die Christrose zum Symbol geheimnisvoller Gottesgegenwart wird: »eine Tochter des Walds«, »Kind des Mondes, nicht der Sonne«. Und Ulla Hahn nimmt, Mörike zitierend, die Metapher auf in ihrem Gedicht über die ›Christrose: ›Unsichtbares Kind des Mondes / Verschwiegenes Gleichnis«²⁶. Und Heinrich Heine erkennt ebenfalls die Differenz zwischen Rationalität und Poesie im Gegenüber von Sonne und Mond:

»Dass der Himmel gießt herunter
Zwei verschiedene Sorten Lichtes:
Grelles Tageslicht der Sonne
Und das mildre Mondlicht ...«²⁷

Und wer sich dann dieser Seite des Wirklichen widmet, die im »Mondlicht« aufscheint, der findet einen Weg zu

26 Hahn, Ulla: Epikurs Garten. Gedichte, Stuttgart 1995, S. 44.

27 Heine, Heinrich, a.a.O., Bd. I, S. 547.

»Jener seligen Geheimwelt,
Jener großen Offenbarung,
Die wir nennen Poesie«.

Claudius teilt mit dem späteren Heine den Sinn fürs Poetische und für dessen eigene Berechtigung. Er plädiert jedoch außerdem und entscheidend für das unaufklärbare Geheimnis und die Wahrheit des Religiösen.

Dies legt er ausdrücklich dar in der dritten Strophe des ›Abendlieds‹, die das Mond-Motiv aus der Eingangsstrophe aufnimmt; jetzt allerdings nicht zur hingebenden Betrachtung, sondern zur kritischen Reflexion. Das Anschauen des Mondes weckt eine Stimmung; davon handelt die erste Strophe. Das Anschauen des Mondes führt aber auch ins Nachdenken. Denn es macht anschaulich und bewusst, dass man von einem Ganzen mitunter lediglich die Hälfte zu Gesicht bekommt, auch im Fall des sogenannten Vollmondes: die Mondrückseite bleibt immer verborgen und unsichtbar. Woraus Claudius eine ironische Spitze gegen alles aufklärerische Totalerklärungs-pathos formt: *So sind wohl manche Sachen, / Die wir getrost belachen, / Weil unsre Augen sie nicht sehn.* Wo das unsichtbare Geheimnis nicht Ehrfurcht, sondern Gelächter auslöst, erweist sich die Vernunft nicht als aufgeklärt, sondern als verblendet. Sie sieht bloß das Vordergründige. Sie ist versessen auf Teilansichten und verliert den Blick fürs Ganze. Und alle *Luftgespinste*, die sie in ihrem Denken entwickelt, können die Gesamtanschauung nicht ersetzen, die ihr abhanden kam.

Das poetische Plädoyer, das Claudius für die Geheimnisseite des Wirklichen anstimmt, gründet in seinem Bewusstsein allumfassender Geborgenheit. Solche Geborgenheit, das entspricht ihrem Wesen, lässt sich nicht beweisen und nach den Regeln des Verstandesgebrauchs erklären. Aber sie lässt sich bezeugen. Und zwar mit guten Gründen und praktischen Erfahrungswerten bezeugen. Was dabei ausschlaggebend erscheint, ist die aufmerksame Betrachtung, die nicht im Anschauen des Vordergründigen verharret. Wie der Mond eine sichtbare Vorder- und eine unsichtbare Rückseite hat,

so rundet sich das Ganze menschlicher Lebenswirklichkeit erst im Zusammenhang von Sichtbarem und Unsichtbarem, von Erde und Himmel, von unten und oben, von Welt und Gott. Dem Aufweis dieses Zusammenhangs ist das Gedicht verpflichtet.

Schon in der Eingangsstrophe geht der Blick nach oben und nach unten, hinauf zum Mond, zu den Sternen, zum Himmel – und dann hinunter zu Wald, Wiesen und Nebel. Der Kontrast der Sphären spannt bildlich die Gegensatzerfahrungen des Lebens zusammen. Das Lichte und fühlbar Erhabene in der himmlischen Region hebt sich ab von den Dunkelheiten des Irdischen, die durch das Schwarz und das Schweigen des Waldes repräsentiert erscheinen. Aber das vermittelt bei Claudius keine Gefühle der resignativen Weltverdrossenheit. Dazu ist er ein viel zu intensiver Liebhaber des Lebens, genussfähig für den Augenblick, dankbar auch für die bescheidensten Gaben, die sein Herz voll und seine Seele reich machen konnten. Der Blick zum Himmel ist für Claudius kein Blick, der sich von der Erde abwendet, sondern ein Blick, welcher die Erde in Zusammenhang bringt mit dem Himmel, also mit dem, was mehr als irdische Endlichkeit und menschliche Beschränktheit zu sein vermögen.

Und gerade so, angesichts dieses heilsamen Zusammenhangs, kann die Existenz auf der Erde, das Leben *in der Dämmerung Hülle* (Strophe 2) als wirklich trostreich erfahren werden. Auch die Nacht ist nicht »Feind«, wie bei Paul Gerhardt. Sie vermag sogar *traulich* zu sein und *hold*. Nicht weil die Nacht es an sich schon wäre, sondern weil sie gleichsam eingebunden ist ins Ganze der irdisch-himmlischen Wirklichkeit.

Da kann sich zwar das Empfinden einstellen, das besagt: *Kalt ist der Abendhauch*; und es kann durchaus die Assoziation hereinspielen, die den Abend mit dem Lebensende und das Schlafen mit dem Tod verbindet. So erinnert die *stille Kammer* in Strophe 2 ans Grab, das Motiv des Schlafens in Strophe 2 und 7 an den »Bruder des Schlags«, den Tod, und vom *sanften Tod* ist in der Gebetsbitte Strophe 6 direkt die Rede. Aber dies alles ist doch Ausdruck von Lebensnüchternheit, nicht von Lebensangst. Das Zwiespältige im Leben, aus dem die Angst stets ihre Energien saugt, erscheint auf-

gehoben in der Wahrnehmung des Ganzen (*rund und schön*), des großen, Erde und Himmel, Welt und Gott miteinander verbindenden Zusammenhangs. Der vermeintliche Zwiespalt findet religiös und poetisch zur Einheit. Und solche Einheitserfahrung ermöglicht Trost und Vertrauen und äußert sich in einer Lebenshaltung, die dem Aufklärungsgeist fremd geworden, biblischem Denken dagegen sehr verbunden ist: *Laß uns einfältig werden, / Und vor dir hier auf Erden / Wie Kinder fromm und fröhlich sein.*